

KAPITEL 5

KRIEG

Wolfgang Borchert DIE KÜCHENUHR

A

Sie sahen ihn schon von weitem auf sich zukommen, denn er fiel auf. Er hatte ein ganz altes Gesicht, aber wie er ging, daran sah man, dass er erst zwanzig war. Er setzte sich mit seinem alten Gesicht zu ihnen auf die Bank. Und dann zeigte er ihnen, was er in der Hand trug.

Das war unsere Küchenuhr, sagte er und sah sie alle der Reihe nach an, die auf der Bank in der Sonne saßen. Ja, ich habe sie noch gefunden. Sie ist übriggeblieben.

B

Er hielt eine runde tellerweiße Küchenuhr vor sich hin und tupfte mit dem Finger die blaugemalten Zahlen ab.

Sie hat weiter keinen Wert, meinte er entschuldigend, das weiß ich auch. Und sie ist auch nicht so besonders schön. Sie ist nur wie ein Teller, so mit weißem Lack. Aber die blauen Zahlen sehen doch ganz hübsch aus, finde ich. Die Zeiger sind natürlich nur aus Blech. Und nun gehen sie auch nicht mehr. Nein. Innerlich ist sie kaputt, das steht fest. Aber sie sieht noch aus wie immer. Auch wenn sie jetzt nicht mehr geht.

Er machte mit der Fingerspitze einen vorsichtigen Kreis auf dem Rand der Telleruhr entlang. Und er sagte leise: Und sie ist übriggeblieben.

C

Die auf der Bank in der Sonne saßen, sahen ihn nicht an. Einer sah auf seine Schuhe, und die Frau sah in ihren Kinderwagen. Dann sagte jemand:

Sie haben wohl alles verloren?

Ja, ja, sagte er freudig, denken Sie, aber auch alles! Nur sie hier, sie ist übrig. Und er hob die Uhr wieder hoch, als ob die anderen sie noch nicht kannten.

Aber sie geht doch nicht mehr, sagte die Frau.

Nein, nein, das nicht. Kaputt ist sie, das weiß ich wohl. Aber sonst ist sie doch noch ganz wie immer: weiß und blau. Und wieder zeigte er ihnen seine Uhr. Und was das Schönste ist, fuhr er aufgeregter fort, das habe ich Ihnen ja noch überhaupt nicht erzählt. Das Schönste kommt nämlich noch: Denken Sie mal, sie ist um halb drei stehengeblieben. Ausgerechnet um halb drei, denken Sie mal.

D

Dann wurde Ihr Haus sicher um halb drei getroffen, sagte der Mann und schob wichtig die Unterlippe vor. Das habe ich schon oft gehört. Wenn die Bombe runtergeht, bleiben die Uhren stehen. Das kommt von dem Druck.

Er sah seine Uhr an und schüttelte überlegen den Kopf. Nein, lieber Herr, nein, da irren Sie sich. Das hat mit den Bomben nichts zu tun. Sie müssen nicht immer von den Bomben reden. Nein. Um halb drei war ganz etwas anderes, das wissen Sie nur nicht. Das ist nämlich der Witz, dass sie gerade um halb drei stehengeblieben ist. Und nicht um Viertel nach vier oder um sieben. Um halb drei kam ich nämlich immer nach Hause. Nachts, meine ich. Fast immer um halb drei. Das ist ja gerade der Witz.

E

Er sah die anderen an, aber die hatten ihre Augen von ihm weggenommen. Er fand sie nicht. Da nickte er seiner Uhr zu: Dann hatte ich natürlich Hunger, nicht wahr? Und ich ging immer gleich in die Küche. Da war es dann fast immer halb drei. Und dann, dann kam nämlich meine Mutter. Ich konnte noch so leise die Tür aufmachen, sie hat mich immer gehört. Und wenn ich in der dunklen Küche etwas zu essen suchte, ging plötzlich das Licht an. Dann stand sie in ihrer Wolljacke und mit einem roten Schal um. Und barfuß. Immer barfuß. Und dabei war unsere Küche gekachelt. Und sie machte ihre Augen ganz klein, weil ihr das Licht so hell war. Denn sie hatte ja schon geschlafen. Es war ja Nacht.

F

So spät wieder, sagte sie dann. Mehr sagte sie nie. Nur: so spät wieder. Und dann machte sie mir das Abendbrot warm und sah zu, wie ich aß. Dabei scheuerte sie immer die Füße aneinander, weil die Kacheln so kalt waren. Schuhe zog sie nachts nie an. Und sie saß so lange bei mir, bis ich satt war. Und dann hörte ich sie noch die Teller wegsetzen, wenn ich in meinem Zimmer schon das Licht ausgemacht hatte. Jede Nacht war es so. Und meistens immer um halb drei. Das war ganz selbstverständlich, fand ich, dass sie mir nachts um halb drei in der Küche das Essen machte. Ich

fand das ganz selbstverständlich. Sie tat das ja immer. Und sie hat nie mehr gesagt, als: So spät wieder. Aber das sagte sie jedesmal. Und ich dachte, das könnte nie aufhören. Es war mir so selbstverständlich. Das alles. Es war doch immer so gewesen.

G

Einen Atemzug lang war es ganz still auf der Bank. Dann sagte er leise: Und jetzt? Er sah die anderen an. Aber er fand sie nicht. Da sagte er der Uhr leise ins weißblaue runde Gesicht: Jetzt, jetzt weiß ich, dass es das Paradies war. Das richtige Paradies.

Auf der Bank war es ganz still. Dann fragte die Frau: Und Ihre Familie?

Er lächelte ihr verlegen an: Ach, Sie meinen meine Eltern? Ja, die sind auch mit weg. Alles ist weg. Alles, stellen Sie sich vor. Alles weg.

Er lächelte verlegen von einem zum anderen. Aber sie sahen ihn nicht an.

Da hob er wieder die Uhr hoch, und er lachte. Er lachte: Nur sie hier. Sie ist übrig. Und das Schönste ist ja, dass sie ausgerechnet um halb drei stehengeblieben ist. Ausgerechnet um halb drei.

Dann sagte er nichts mehr. Aber er hatte ein ganz altes Gesicht. Und der Mann, der neben ihm saß, sah auf seine Schuhe. Aber er sah seine Schuhe nicht. Er dachte immerzu an das Wort Paradies.

Wortschatzaufgaben

1. Im Gespräch verwendet man oft Modalpartikel und gewisse Adverbien, um einer Aussage oder einer Meinung besonderen Ausdruck zu verleihen. Solche Wörter intensivieren oder nuancieren eine Aussage. Unterstreichen Sie im Text folgende Wörter.

ausgerechnet; ja; wohl; mal; doch; überhaupt (nicht); nämlich; ganz; nur; gerade.

Lesen Sie diese Stellen einmal mit diesen Wörtern und einmal ohne sie. Hören Sie den Unterschied?

2. Was sagen oder fragen Sie in diesen Situationen? Verwenden Sie Vokabeln und Ausdrücke aus der Liste.

- a. Sie haben viel gegessen und wollen nichts mehr.
- b. Was Sie gesagt haben, stimmt nicht.
- c. Ihr Freund will spazieren gehen, aber Sie wissen, dass die Wege vereist und deswegen sehr gefährlich sind.
- d. Die Leute neben Ihnen in der Universitätsbibliothek reden dauernd, während Sie zu lesen versuchen.

- e. Sie möchten wissen, ob die Professorin den Termin für die nächste Deutschprüfung schon festgelegt hat.

aufhören (zu tun); sich irren; auffallen; satt sein; feststehen; vorsichtig sein; fortfahren.

Leseverstehen

1. Wieso ist es ein Witz, dass die Uhr gerade um halb drei stehengeblieben ist?

2. Was meinen Sie zu dem Satz: «Da sagte er der Uhr leise ins weißblaue, runde Gesicht: «Jetzt, jetzt weiß ich, dass es das Paradies war. Das richtige Paradies».

3. Suchen Sie im Text den wesentlichen Widerspruch in der äußeren Erscheinung der Hauptfigur. Was wollte der Autor dadurch unterstreichen?

4. Antworten auf folgende Fragen finden Sie «zwischen den Zeilen»:

- Wo spielt die Handlung dieser Erzählung?
- Die Zeit der Handlung: Jahr, Jahreszeit, Monat. Welche Wörter und Sätze weisen darauf indirekt hin?
- Was meinen Sie, warum sehen die Leute auf der Bank den Jungen nicht an?
- Warum kam er immer so spät nach Hause?
- Warum hatte er ein ganz altes Gesicht?

Mit eigenen Worten

1. Suchen Sie im Text vier Stellen mit jeweils zwei bis vier Sätzen, in denen Gespräche geführt werden. Lesen Sie diese Stellen im Kurs laut vor. Die anderen Studenten sollen den Zusammenhang erklären (Wer spricht? Mit wem? Worüber?), ohne den Text zu Hilfe zu nehmen.

Beispiel:

Das habe ich schon oft gehört. Wenn die Bombe runtergeht, bleiben die Uhren stehen.

– *Das spricht der Mann auf der Bank. Er erklärt dem jungen Mann, warum seine Küchenuhr stehengeblieben ist. Er meint, dass das vom Druck der Bomben kommt.*

2. Machen Sie ein ausführliches Erzählschema der Geschichte. Arbeiten Sie mit anderen Studenten zusammen. Erzählen Sie die Geschichte anhand Ihres Erzählschemas, aber mit Ihren eigenen Worten, nach.

Diskussion

1. Versuchen Sie, durch drei Fragen über jede der folgenden Personen Informationen zu bekommen, die nicht im Text stehen.

- *der Mann, der an das Wort «Paradies» dachte;*
- *die Frau mit dem Kinderwagen;*
- *der junge Mann mit der Küchenuhr;*
- *die Mutter.*

2. Antworten Sie auf die Fragen anderer Studenten.

3. Der junge Mann erzählt, was «halb drei» für ihn symbolisch bedeutet. Nämlich was? Was bedeutet es, dass eine *kaputte Uhr* übriggeblieben ist und nicht ein Spiegel oder ein Radio?

4. Überlegen Sie, was in der Geschichte Symbolcharakter haben könnte. Führen Sie mindestens drei Beispiele an. Was wollte der Autor durch diese Symbole zum Ausdruck bringen?

5. Suchen Sie Wörter und Wendungen, die sich im Text wiederholen. Besprechen Sie, was der Schriftsteller durch solche Wiederholungen ausdrücken wollte.

6. Welche Wörter und Sätze deuten darauf hin, dass der junge Mann im Moment unter Schock steht und auf die Realität nicht adäquat reagiert?

7. Besprechen Sie, was das Wort «Paradies» für den jungen Mann und für den älteren Mann auf der Bank bedeutete.

Aufsatzthemen

1. Fassen Sie die Handlung der Geschichte kurz zusammen. Schreiben Sie dann einen weiteren Abschnitt über die Bedeutung der Geschichte.

2. Beschreiben Sie einen Gegenstand und erklären Sie, warum dieser Gegenstand für Sie besondere Bedeutung hat.

3. Erinnern Sie sich an ein besonders schönes Erlebnis oder an eine schöne Zeit aus Ihrer Jugend! Erzählen Sie davon und auch von Ihren Gefühlen dabei.

4. Rezensieren Sie diese Geschichte. Lesen Sie dann Ihre Rezension im Kurs vor.

Wolfgang Borchert

DIE DREI DUNKLEN KÖNIGE

Er tappte durch die dunkle Vorstadt. Die Häuser standen abgebrochen gegen den Himmel. Der Mond fehlte und das Pflaster war erschrocken über den späten Schritt. Dann fand er eine alte Planke. Da trat er mit dem Fuß gegen, bis eine Latte morsch aufseufzte und losbrach. Das Holz roch mürbe und süß. Durch die dunkle Vorstadt tappte er zurück. Sterne waren nicht da.

Als er die Tür aufmachte (sie weinte dabei, die Tür), sahen ihm die blassblauen Augen seiner Frau entgegen. Sie kamen aus einem müden Gesicht. Ihr Atem hing weiß im Zimmer, so kalt war es. Er beugte sein knochiges Knie und brach das Holz. Das Holz seufzte. Dann roch es mürbe und süß ringsum.. Er hielt sich ein Stück davon unter die Nase. Riecht beinahe wie Kuchen, lachte er leise. Nicht, sagten die Augen der Frau, nicht lachen. Er schläft.

Der Mann legte das süße mürbe Holz in den kleinen Blechofen. Da glomm es auf und warf eine Handvoll warmes Licht durch das Zimmer: Die fiel hell auf ein winziges rundes Gesicht und blieb einen Augenblick. Das Gesicht war erst eine Stunde alt, aber es hatte schon alles, was dazugehört: Ohren, Nase, Mund und Augen. Die Augen mussten groß sein, das konnte man sehen, obgleich sie zu waren. Aber der Mund war offen und es pustete leise daraus. Nase und Ohren waren rot. Er lebt, dachte die Mutter. Und das kleine Gesicht schlief.

Da sind noch Haferflocken, sagte der Mann. Ja, antwortete die Frau, das ist gut. Es ist kalt. Der Mann nahm noch von dem süßen weichen Holz. Nun hat sie ihr Kind gekriegt und muss frieren, dachte er. Aber er hatte keinen, dem er dafür die Fäuste ins Gesicht schlagen konnte. Als er die Ofentür aufmachte, fiel wieder eine Handvoll Licht über das schlafende Gesicht. Die Frau sagte leise: Guck, wie ein Heiligenschein, siehst du? Heiligenschein! dachte er und er hatte keinen, dem er die Fäuste ins Gesicht schlagen konnte.

Dann waren welche an der Tür. Wir sahen das Licht, sagten sie, vom Fenster. Wir wollen uns zehn Minuten hinsetzen. Aber wir haben ein Kind, sagte der Mann zu ihnen. Da sagten sie nichts weiter, aber sie kamen doch ins Zimmer, stießen Nebel aus den Nasen und hoben die Füße hoch. Wir sind ganz leise, flüsterten sie und hoben die Füße hoch. Dann fiel das Licht auf sie.

Drei waren es. In drei alten Uniformen. Einer hatte einen Pappkarton, einer einen Sack. Und der dritte hatte keine Hände. Erfroren, sagte er, und hielt die Stümpfe hoch. Dann drehte er dem Mann die Manteltasche hin.

Tabak war darin und dünnes Papier, sie drehten Zigaretten. Aber die Frau sagte: Nicht, das Kind.

Da gingen die vier vor die Tür und ihre Zigaretten waren vier Punkte in der Nacht. Der eine hatte dicke umwickelte Füße. Er nahm ein Stück Holz aus seinem Sack. Ein Esel, sagte er, ich habe sieben Monate daran geschnitzt. Für das Kind. Das sagte er und gab es dem Mann. Was ist mit den Füßen? fragte der Mann. Wasser, sagte der Eselschnitzer, vom Hunger. Und der andere, der dritte? fragte der Mann und befühlte im Dunkeln den Esel. Der dritte zitterte in seiner Uniform: Oh, nichts, wisperte er, das sind nur die Nerven. Man hat eben zuviel Angst gehabt. Dann traten sie die Zigaretten aus und gingen wieder hinein.

Sie hoben die Füße hoch und sahen auf das kleine schlafende Gesicht. Der Zitternde nahm aus seinem Pappkarton zwei gelbe Bonbons und sagte dazu: Für die Frau sind die.

Die Frau machte die blassen blauen Augen weit auf, als sie die drei Dunklen über das Kind gebeugt sah. Sie fürchtete sich. Aber da stemmte das Kind seine Beine gegen ihre Brust und schrie so kräftig, dass die drei Dunklen die Füße aufhoben und zur Tür schlichen. Hier nickten sie nochmal, dann stiegen sie in die Nacht hinein.

Der Mann sah ihnen nach. Sonderbare Heilige, sagte er zu seiner Frau. Dann machte er die Tür zu. Schöne Heilige sind das, brummte er und sah nach den Haferflocken. Aber er hatte kein Gesicht für seine Fäuste.

Aber das Kind hat geschrien, flüsterte die Frau, ganz stark hat es geschrien. Da sind sie gegangen. Guck mal, wie lebendig es ist, sagte sie stolz. Das Gesicht machte den Mund auf und schrie.

Weint er? fragte der Mann.

Nein, ich glaube, er lacht, antwortete die Frau.

Beinahe wie Kuchen, sagte der Mann und roch an dem Holz, wie Kuchen. Ganz süß.

Heute ist ja auch Weihnachten, sagte die Frau.

Ja, Weihnachten, brummte er und vom Ofen her fiel eine Handvoll Licht hell auf das kleine schlafende Gesicht.

Grundwortschatz

- *das Pflaster; die Planke; die Latte; die Handvoll; der Hafer; die Haferflocken; die Faust; der Heiligenschein; der Stumpf; der Esel; der Pappkarton; das Blech;*

- *tappen; erschrocken sein über Akk.; seufzen; beugen; aufglimmen; pusten; kriegeln; schnitzen; schleichen; wispern; stemmen; brummen;*
- *abgebrochen; morsch; mürbe; beinahe; winzig.*

Leseverstehen

1. Kreuzen Sie die richtige Aussage an!

a) Der Mann war ausgegangen, weil er am späten Abend noch Lust hatte, ein paar Schritte im Freien zu machen.

Der Mann war ausgegangen, weil er etwas suchen wollte, was er brauchte.

Das Licht des Mondes hat dem Mann geholfen, sich in der Dunkelheit zu orientieren.

b) Die Frau war krank und müde wegen der großen Kälte im Haus.

Die Frau hat ihrem Mann gesagt, er solle nicht so viel Lärm machen.

Die Frau hat soeben eine schwierige Geburt gehabt.

c) Das Kind hatte eine rote Nase und rote Ohren, weil es Fieber hatte.

Trotz der Kälte ging es dem kleinen Kind gut.

Der Mann war unzufrieden und hätte am liebsten Frau und Kind geschlagen.

c) Die drei Besucher waren unfreundlich und zeigten keinen Respekt für die schwierige Situation der Familie.

Die drei Männer traten ins Zimmer ein, weil sie selber in Not waren und Hilfe brauchten.

Die Frau hat die fremden Besucher nicht akzeptiert, weil sie an ihr Kind dachte.

d) Jeder der drei Soldaten hatte eine Verletzung oder Krankheit.

Nur zwei der drei Soldaten waren verletzt oder krank.

Die Soldaten machten Geschenke, weil es ihnen eigentlich besser ging als der Familie, die sie besuchten.

e) Zwei von den drei Geschenken waren für das Kind.

Die Männer haben nur zwei Geschenke gemacht.

Mann, Frau und Kind: alle haben ein Geschenk bekommen.

f) Die drei Männer gingen, weil sie verstanden hatten, dass ihr Besuch die Familie nur noch gestört hätte.

Die drei Männer verließen die Familie, weil die Frau sie wegschickte.

Die Soldaten gingen, weil der Mann mit ihnen böse war und sich aggressiv benahm.

g) Die Mutter war sehr besorgt, weil das Kind schrie.

Der Mann fand die drei Besucher merkwürdig und wusste nicht recht, wie er über sie denken soll.

Der Mann und die Frau wollten nachher Kuchen essen, weil es Weihnachten war.

Zur Gliederung des Textes:

A) Kurze Inhaltsangabe der Kurzgeschichte «Die drei dunklen Könige» von Wolfgang Borchert.

B) Erschließung der Kurzgeschichte.

1. Formale Gestaltung.

1.1 Sinnabschnitte.

1.2. Erzählperspektiven.

2. Inhaltliche Gestaltung.

2.1 Charakterisierung der Personen.

2.2 Analyse der Gesprächsverläufe.

3. Sprachliche Gestaltung.

3.1 Stilmittel.

3.2 Wortwahl.

4. Kennzeichen einer Kurzgeschichte.

5. Aussageabsicht.

C) Persönliche Stellungnahme

Diskussion

a) Wolfgang Borchert hat diese Kurzgeschichte 1946 geschrieben. Welche Hinweise gibt der Text über die damalige Situation (soziale, wirtschaftliche, ...) in Deutschland? (geben Sie etwa 4 Informationen aus dem Text und diskutieren Sie darüber.)

b) Besprechen Sie die Bedeutung des Titels: «Die drei dunklen Könige». Warum hat Borchert diesen Titel gewählt, und was wollte er mit dem Adjektiv «dunkel» ausdrücken?

c) Hat die Situation der Familie sich mit dem Besuch der drei Soldaten geändert? Sind der Mann und die Frau am Schluss noch genauso wie am Anfang, bevor die drei Männer erschienen sind? Gibt der Text Signale, ob sich etwas verändert hat? Begründen Sie Ihre Meinung!

Aufsatzthemen

Wählen Sie einen der folgenden 3 Schreibanlässe (a, b oder c) und schreiben Sie einen Text von mindestens 200 Wörtern:

a) Vergleichen Sie die Kurzgeschichte mit der Weihnachtsgeschichte, die wir aus der Bibel kennen:

Welche Parallelen bestehen zur Weihnachtsgeschichte von Bethlehem? Und welche Unterschiede kann man erkennen? Hat Borcherts Erzählung auch einen religiösen (moralischen) Sinn? Oder ist sie nur ein historisches Dokument?

oder

b) Weihnachten und Geschenke

Weihnachten und Geschenke: Diese zwei «Dinge» gehören offenbar zusammen. Gibt die Kurzerzählung von Borchert eine Idee, was gute (geeignete) Geschenke sind? Wann ist ein Geschenk wirklich wertvoll? Wie soll man Weihnachten feiern, so dass das Fest einen wahren Sinn bekommt?

oder

Thema: «Nun hat sie ihr Kind gekriegt und muss frieren»

c) Ein Kind zu bekommen ist für eine Frau, in bestimmten Situationen, nicht immer nur ein glückliches Ereignis. Beschreiben Sie, unabhängig vom Text von Wolfgang Borchert, mit welchen Schwierigkeiten eine Frau (Familie) heute durch die Geburt eines Kindes konfrontiert sein kann.

- Warum ist es in unserer Gesellschaft für eine junge Mutter manchmal «kalt»?
- Sind wir eine kinderfreundliche Gesellschaft?
- Wie könnte man jungen Müttern (oder Familien) in Schwierigkeiten helfen?
- Kann (soll) der Staat mehr für die Familien tun? Mit welchen Maßnahmen?

Wolfgang Borchert

AN DIESEM DIENSTAG

Die Woche hat einen Dienstag.
Das Jahr ein halbes Hundert.
Der Krieg hat viele Dienstage.

An diesem Dienstag übten sie in der Schule die großen Buchstaben. Die Lehrerin hatte eine Brille mit dicken Gläsern. Die hatten keinen Rand. Sie waren so dick, dass die Augen ganz leise aussahen.

Zweiundvierzig Mädchen saßen vor der schwarzen Tafel und schrieben mit großen Buchstaben:

DER ALTE FTITZ HATTE EINEN TRINKBECHER AUS BLECH.
DIE DICKE BERTE SCHOSS BIS PARIS. IM KRIEG SIND ALLE
VÄTER SOLDAT.

Ulla kam mit der Zungenspitze bis an die Nase. Da stieß die Lehrerin sie an. Du hast Krieg mit ch geschrieben, Ulla. Krieg wird mit g geschrieben. G wie Grube. Wie oft habe ich das schon gesagt. Die Lehrerin nahm ein Buch und machte einen Haken hinter Ullas Namen. Zu morgen schreibst du den Satz zehnmal ab, schön sauber, verstehst du? Ja, sagte Ulla und dachte: Die mit ihrer Brille.

Auf dem Schulhof fraßen die Nebelkrähen das weggeworfene Brot.

An diesem Dienstag
wurde Leutnant Ehlers zum Bataillonskommandeur befohlen.
Sie müssen den roten Schal abnehmen, Herr Ehlers.
Herr Major?

Doch, Ehlers. In der Zweiten ist sowas nicht beliebt.

Ich komme in die zweite Kompanie? Ja, und die lieben sowas nicht. Da kommen Sie nicht mit durch. Die Zweite ist an das Korrekte gewöhnt. Mit dem roten Schal lässt die Kompanie Sie glatt stehen. Hauptmann Hesse trug sowas nicht.

Ist Hesse verwundet?

Nee, er hat sich krank gemeldet. Fühlte sich nicht gut, sagte er. Seit er Hauptmann ist, ist er ein bisschen flau geworden, der Hesse. Versteh ich nicht. War sonst immer so korrekt. Na ja, Ehlers, sehen Sie zu, dass Sie mit der Kompanie fertig werden. Hesse hat die Leute gut erzogen. Und den Schal nehmen Sie ab, klar?

Türlich, Herr Major.

Und passen Sie auf, dass die Leute mit den Zigaretten vorsichtig sind. Da muss ja jedem anständigen Scharfschützen der Zeigefinger jucken, wenn er diese Glühwürmchen herumschwirren sieht. Vorige Woche hatten wir fünf Kopfschüsse. Also passen Sie ein bisschen auf, ja?

Jawohl, Herr Major.

Auf dem Wege zur zweiten Kompanie nahm Leutnant Ehlers den roten Schal ab. Er steckte eine Zigarette an. Kompanieführer Ehlers, sagte er laut.

Da schoss es.

An diesem Dienstag

sagte Herr Hansen zu Fräulein Severin:

Wir müssen dem Hesse auch mal wieder was schicken, Severinchen. Was zu rauchen, was zu knabbern. Ein bisschen Literatur. Ein Paar Handschuhe oder sowas. Die Jungens haben einen verdammt schlechten Winter draußen. Ich kenne das. Vielen Dank.

Hölderlin vielleicht, Herr Hansen?

Unsinn, Severinchen, Unsinn. Nein, ruhig ein bisschen freundlicher. Wilhelm Busch oder so. Hesse war doch mehr für das Leichte. Lacht doch gern, das wissen so Sie doch. Mein Gott, Severinchen, was kann dieser Hesse lachen!

Ja. das kann er, sagte Fräulein Severin.

An diesem Dienstag

trugen sie Hauptmann Hesse auf einer Bahre in die Entlausungsanstalt.

An der Tür war ein Schild:

OB GENERAL, OB GRENADIER

DIE HAARE BLEIBEN HIER.

Es wurde geschoren. Der Sanitäter hatte lange dünne Finger. Wie Spinnenbeine. An den Knöcheln waren sie etwas gerötet. Sie rieben ihn mit etwas ab. Das roch nach Apotheke. Dann fühlten die Spinnenbeine nach seinem Puls und schrieben in ein dickes Buch: Temperatur 41,6. Puls 116. Ohne Besinnung. Fleckfieberverdacht.

Der Sanitäter machte das dicke Buch zu. Seuchenlazarett Smolensk stand da drauf. Und darunter: Vierzehnhundert Betten.

Diese Träger nahmen die Bahre hoch. Auf der Treppe pendelte sein Kopf aus den Decken heraus und immer hin und her bei jeder Stufe. Und kurzgeschoren. Und dabei hatte er immer über die Russen gelacht. Der eine Träger hatte Schnupfen.

An diesem Dienstag klingelte Frau Hesse bei ihrer Nachbarin. Als die Tür aufging, wedelte sie mit dem Brief. Er ist Hauptmann geworden.

Hauptmann und Kompaniechef, schreibt er. Und sie haben über 40 Grad Kälte. Neun Tage hat der Brief gedauert. An Frau Hauptmann Hesse hat er oben drauf geschrieben.

Sie hielt den Brief hoch. Aber die Nachbarin sah nicht hin. 40 Grad Kälte, sagte sie, die armen Jungs. 40 Grad Kälte.

An diesem Dienstag
fragte der Oberfeldarzt den Chefarzt des Seuchenlazarettes Smolensk:
Wieviel sind es jeden Tag?

Ein halbes Dutzend.

Scheußlich, sagte der Oberfeldarzt.

Ja, scheußlich, sagte der Chefarzt,

Dabei sahen sie sich nicht an.

An diesem Dienstag
spielten sie die Zauberflöte. Frau Hesse hatte sich die Lippen rot gemacht.

An diesem Dienstag
schrieb Schwester Elisabeth an ihre Eltern: Ohne Gott hält man das gar nicht durch. Aber als der Unterarzt kam, stand sie auf. Er ging so krumm, als trüge er ganz Russland durch den Saal.

Soll ich ihm noch was geben? fragte die Schwester.

Nein, sagte der Unterarzt. Er sagte das so leise, als ob er sich schämte.

Dann trugen sie Hauptmann Hesse hinaus. Draußen polterte es. Die bumsen immer so. Warum können sie die Toten nicht langsam hinlegen. Jedesmal lassen sie sie so auf die Erde bumsen. Das sagte einer. Und sein Nachbar sang leise:

Zicke zacke juppheidi

Schneidig ist die Infanterie.

Der Unterarzt ging von Bett zu Bett. Jeden Tag. Tag und Nacht. Tagelang. Nächte durch. Krumm ging er. Er trug ganz Russland durch den Saal. Draußen stolpterten zwei Krankenträger mit einer leeren Bahre davon. Nummer 4, sagte der eine. Er hatte Schnupfen.

An diesem Dienstag
saß Ulla abends und malte in ihr Schreibheft mit großen Buchstaben: IM KRIEG SIND ALLE VÄTER SOLDAT. IM KRIEG SIND ALLE VÄTER SOLDAT.

Zehnmal schrieb sie das. Mit großen Buchstaben. Und Krieg mit G. Wie Grube.

Grundwortschatz

- *der Rand; das Blech; die Grube; der Haken; die Krähe; die Kompanie; der Wurm; der Scharfschütze; die Bahre; die Anstalt; die Laus; die Spinne; die Besinnung; das Fleckfieber; die Seuche;*
- *fertig sein mit Dat.; befehlen; jucken; schwirren; aufpassen; gewöhnt sein an Akk.; verwunden; sich melden; scheren; knabbern; pendeln; wedeln; zaubern; poltern, stolpern;*
- *flau; anständig; scheußlich; krumm;*
- *eine Zigarette anstecken.*

Wortschatzarbeit

Vokabeln lernt man oft besser in kurzen Ausdrücken oder im Kontext. Suchen Sie im Text Wörter, die für Sie neu waren und die Sie für den aktiven Sprachgebrauch lernen wollen. Bilden Sie kurze Sätze mit diesen Vokabeln.

Leseverstehen

1. Warum heißt die Geschichte «An diesem Dienstag»?
2. Wie viele Abschnitte werden erzählt?
3. Geben Sie eine kurze Inhaltsangabe in Form eines Mindmaps!
4. Ordnen Sie jedem Abschnitt ein Wort zu:

Ablehnung, Abscheu, Abstumpfung, Ahnungslosigkeit, Anpassung, Bejahung, Betroffenheit, Gewöhnung, Gleichgültigkeit, Routine, Sachlichkeit, Verdrängung, Verharmlosung, Verlegenheit, Verzweiflung ...

5 Suchen Sie aus jedem Abschnitt die Wörter heraus, welche eindeutig der Kriegszeit zuzuordnen sind!

6. Der Oberfeldarzt fragt: «Wie viel sind es jeden Tag?» Was meint er damit?

7. Die Schwester sagt: «Er ging so krumm, als trüge er ganz Russland durch den Saal». Wie ist das zu verstehen?

8. Welche Ironie ist mit der Beförderung des Herrn Hesse zum Hauptmann verbunden?

9. Welche Ironie ist mit dem Satz «Und dabei hatte er immer über die Russen gelacht» verbunden?

Mit eigenen Worten

1. Suchen Sie fünf bis sieben Sätze oder Stellen im Text, die Sie sprachlich schwierig finden. Schreiben Sie diese Stellen mit Ihren eigenen Worten anders.
2. Machen Sie ein ausführliches Erzählschema der Geschichte. Arbeiten Sie mit anderen Studenten zusammen. Erzählen Sie die Geschichte anhand Ihres Erzählschemas, aber mit Ihren eigenen Worten, nach.
3. Rezensieren Sie diese Geschichte. Lesen Sie dann Ihre Rezension im Kurs vor.

Aufsatzthemen

1. Stellen Sie sich vor, Ulla würde am selben Abend vom Tod ihres Vaters erfahren. Schreiben Sie einen Tagebucheintrag, den Ulla an diesem Abend entwirft!
2. Wie nimmt Wolfgang Borchert in seinen Frontgeschichten Krieg, Soldat sein und Töten wahr?
3. Was halten Sie von Wolfgang Borchert und seiner Arbeit?
4. Welchen Eindruck macht Borcherts Sprachgebrauch, sein Stil auf Sie?
5. Was hat in den Geschichten von W. Borchert Symbolcharakter? Was wollte der Autor durch diese Symbole zum Ausdruck bringen?

Heinrich Böll MEIN ONKEL FRED

Mein Onkel Fred ist der einzige Mensch, der mir die Erinnerung an die Jahre nach 1945 erträglich macht. Er kam an einem Sommernachmittag aus dem Kriege heim, schmucklos gekleidet, als einzigen Besitz eine Blechbüchse an einer Schnur um den Hals tragend sowie beschwert durch das unerhebliche Gewicht einiger Kippen, die er sorgfältig in einer kleinen Dose aufbewahrte.

Er umarmte meine Mutter, küsste meine Schwester und mich, murmelte die Worte «Brot, Schlaf, Tabak» und rollte sich auf unser Familiensofa, und so entsinne ich mich seiner als eines Menschen, der bedeutend länger war als unser Sofa, ein Umstand, der ihn zwang, seine Beine entweder anzuwinkeln oder sie einfach überhängen zu lassen. Beide Möglichkeiten veranlassten ihn, sich wütend über das Geschlecht unserer Großeltern auszulassen, dem wir die Anschaffung dieses wertvollen Möbelstückes verdankten. Er nannte diese biedere Generation muffig und pyknisch, verachtete ihren Geschmack für jenes säuerliche Rosa des Stoffes, mit dem das Sofa überzogen war, fühlte sich aber keineswegs gehindert, einem sehr ausgiebigen Schlaf zu frönen.

Ich selbst übte damals eine undankbare Funktion in unserer unbescholtenen Familie aus: ich war vierzehn Jahre alt und das einzige Bindeglied zu jener denkwürdigen Institution, die wir Schwarzmarkt nannten. Mein Vater war gefallen, meine Mutter bezog eine winzige Pension, und so bestand meine Aufgabe darin, fast täglich kleinere Teile unseres geretteten Besitzes zu verschauern oder sie gegen Brot, Kohle und Tabak zu tauschen. Die Kohle war damals Anlass zu erheblichen Verletzungen des Eigentumsbegriffes, die man heute mit dem harten Wort Diebstahl bezeichnen muss. So ging ich fast täglich zum Diebstahl oder Verschauern aus, und meine Mutter, obwohl ihr die Notwendigkeit solch anrühigen Tuns einleuchtete, sah mich morgens nur mit Tränen in den Augen meinen komplizierten Pflichten entgegengehen. So hatte ich die Aufgabe, ein Kopfkissen zu Brot, eine Sammeltasse zu Gieß oder drei Bände Gustav Freytag zu fünfzig Gramm Kaffee zu machen, Aufgaben, denen ich zwar mit sportlichem Eifer, aber nicht ganz ohne Erbitterung und Angst oblag. Denn die Wertbegriffe – so nannten es die Erwachsenen damals – waren erheblich verschoben, und ich kam hin und wieder unberechtigtweise in den Verdacht der Unehrlichkeit, weil der Wert eines zu verschauernden Objektes keineswegs dem entsprach, den meine Mutter für angemessen hielt. Es war schon eine bittere Aufgabe, als Vermittler

zwischen zwei Wertwelten zu stehen, die sich inzwischen angeglichen zu haben scheinen.

Onkel Freds Ankunft weckte in uns allen die Erwartung starker männlicher Hilfe. Aber zunächst enttäuschte er uns. Schon vom ersten Tage an erfüllte mich sein Appetit mit großer Sorge, und als ich diese meiner Mutter ohne Zögern mitteilte, bat sie mich, ihn erst einmal «zu sich kommen zu lassen». Es dauerte fast acht Wochen, ehe er zu sich kam. Trotz aller Flüche über das unzulängliche Sofa schlief er dort recht gut, verbrachte den Tag dösend oder indem er uns mit leidender Stimme erklärte, welche Stellung er im Schlaf bevorzuge.

Ich glaube, es war die Stellung eines Sprinters vor dem Start, die er damals allen anderen vorzog. Er liebte es, nach dem Essen auf dem Rücken liegend, mit angezogenen Beinen, ein großes Stück Brot genussvoll in sich hineinzubrockeln, dann eine Zigarette zu drehen und dem Abendessen entgegenzuschlafen. Er war sehr groß und blass und hatte am Kinn eine kranzförmige Narbe, die seinem Gesicht etwas von einem angeschlagenen Marmordenkmal gab. Obwohl mich sein Appetit und sein Schlafbedürfnis weiterhin beunruhigten, mochte ich ihn sehr gern. Er war der einzige, mit dem ich wenigstens über den Schwarzmarkt theoretisieren konnte, ohne Streit zu bekommen. Offenbar war er über das Zerwürfnis zwischen den beiden Wertwelten informiert.

Unserem Drängen, vom Kriege zu erzählen, gab er nie nach: er behauptete, es lohne sich nicht. Er beschränkte sich darauf, uns hin und wieder von seiner Musterung zu berichten, die offenbar überwiegend darin bestanden hatte, dass ein uniformierter Mensch Onkel Fred mit heftiger Stimme aufgefordert hatte, in ein Reagenzglas zu urinieren, eine Aufforderung, der Onkel Fred nicht gleich hatte nachkommen können, womit seine militärische Laufbahn von vornherein unter einem ungünstigen Zeichen stand.

Er behauptete, dass das lebhafte Interesse des Deutschen Reiches für seinen Urin ihn mit erheblichem Misstrauen erfüllt habe, mit einem Misstrauen, das er in sechs Jahren Krieg bedenklich bestätigt fand.

Er war früher Buchhalter gewesen, und als die ersten vier Wochen auf unserem Sofa vorüber waren, forderte meine Mutter ihn mit schwesterlicher Sanftmut auf, sich nach seiner alten Firma zu erkundigen – er gab diese Aufforderung behutsam an mich weiter, aber alles, was ich ermitteln konnte, war ein absoluter Trümmerhaufen von zirka acht Meter Höhe, den ich nach einstündiger mühsamer Pilgerschaft in einem zerstörten Stadtteil auffand. Onkel Fred war über das Ergebnis meiner Ermittlung sehr beruhigt.

Er lehnte sich zurück, drehte sich eine Zigarette, nickte meiner Mutter triumphierend zu und bat sie, seine Habseligkeiten herauszusuchen. In einer

Ecke unseres Schlafraumes fand sich eine sorgfältig vernagelte Kiste, die wir unter großer Spannung mit Hammer und Zange öffneten; es kamen heraus: zwanzig Romane mittleren Umfangs und mittlerer Qualität, eine goldene Taschenuhr, verstaubt aber unbeschädigt, zwei Paar Hosenträger, einige Notizbücher, das Diplom der Handelskammer und ein Sparkassenbuch über zwölfhundert Mark. Das Sparkassenbuch wurde mir zum Abholen des Geldes, alles andere zum Verscheuern übergeben, einschließlich des Diploms von der Handelskammer, das aber keinen Abnehmer fand, weil Onkel Freds Name mit schwarzer Tusche geschrieben war. So waren wir vier Wochen jegliche Sorge um Brot, Tabak und Kohlen los, ein Umstand, den ich sehr erleichternd fand, zumal alle Schulen wieder einladend ihre Tore öffneten und ich aufgefordert wurde, meine Bildung zu vervollständigen. Noch heute, wo meine Bildung längst komplett ist, bewahre ich den Suppen, die es damals gab, eine zärtliche Erinnerung, vor allem, weil man fast kampflös zu dieser zusätzlichen Mahlzeit kam, die dem gesamten Bildungswesen eine erfreuliche zeitgemäße Note gab.

Aber das Ereignis in dieser Zeit war die Tatsache, dass Onkel Fred gut acht Wochen nach seiner erfreulichen Heimkehr die Initiative ergriff.

Er erhob sich an einem Spätsommertag morgens von seinem Sofa, rasierte sich so umständlich, dass wir erschrecken, verlangte saubere Wäsche, ließ sich mein Fahrrad und verschwand.

Seine späte Heimkehr stand unter dem Zeichen großen Lärms und eines heftigen Weingeruchs: der Weingeruch entströmte dem Munde meines Onkels, der Lärm rührte von einem halben Dutzend Zinkeimern, die er mit einem großen Seil zusammengebunden hatte. Unsere Verwirrung legte sich erst, als wir erfuhren, dass er entschlossen sei, den Blumenhandel in unserer arg zerstörten Stadt zum Leben zu erwecken. Meine Mutter, voller Misstrauen gegen die neue Weltweit, verwarf den Plan und behauptete, für Blumen bestehe kein Bedürfnis. Aber sie täuschte sich.

Es war ein denkwürdiger Morgen, als wir Onkel Fred halfen, die frischgefüllten Eimer an die Straßenbahnhaltestelle zu bringen, wo er sein Geschäft startete. Und ich habe den Anblick der gelben und roten Tulpen, der feuchten Nelken noch heute im Gedächtnis und werde nie vergessen, wie schön er aussah, als er inmitten der grauen Gestalten und der Trümmerhaufen stand und mit schallender Stimme anfang zu rufen: «Blumen ohne!» Über die Entwicklung seines Geschäftes brauche ich nichts zu sagen: sie war kometenhaft. Schon nach vier Wochen war er Besitzer von drei Dutzend Zinkeimern, Inhaber zweier Filialen, und einen Monat später war er Steuerzahler. Die ganze Stadt schien mir verändert: an vielen Ecken tauchten nun Blumenstände auf, der Bedarf war nicht zu

decken; immer mehr Zinkeimer wurden angeschafft, Bretterbuden errichtet und Karren zusammengezimmert.

Jedenfalls waren wir nicht nur dauernd mit frischen Blumen, sondern auch mit Brot und Kohlen versehen, und ich konnte meine Vermittlertätigkeit niederlegen, eine Tatsache, die viel zu meiner moralischen Festigung beigetragen hat. Onkel Fred ist längst ein gemachter Mann: seine Filialen blühen immer noch, er hat ein Auto, und ich bin als sein Erbe vorgesehen und habe den Auftrag, Volkswirtschaft zu studieren, um die steuerliche Betreuung des Unternehmens schon vor Antritt der Erbschaft übernehmen zu können.

Wenn ich ihn heute sehe, einen massigen Menschen am Steuer seines rotlackierten Wagens, kommt es mir merkwürdig vor, dass es wirklich eine Zeit in meinem Leben gab, in der mir sein Appetit schlaflose Nächte bereitete.

Grundwortschatz

- *die Ankunft; die Blechbüchse; das Gewicht; der Band; das Brett; das Bindeglied; das Dutzend; der Eifer; der Eigentumsbegriff; das Ereignis; der Fluch; der Grief; die Habseligkeit; der Hammer; das Kinn; die Kippe; die Musterung; die Laufbahn; die Narbe; die Pilgerschaft; der Umfang; das Unternehmen; der Urin; die Verletzung; der Vermittler; die Zange; das Zerwürfnis; das Zögern; der Umstand; das Gewicht;*
- *angleichen; anwinkeln; auslassen; ausüben; einleuchten; sich entsinnen G; sich erkundigen nach Dat.; frönen; nachgehen; obliegen; veranlassen; versehen; verachten; bevorzugen; vorziehen; verscheuern; zwingen;*
- *ausgiebig; anrühlich; behutsam; erträglich; genussvoll; mühsam; muffig; pyknisch;*
- *eine Pension beziehen; in den Verdacht kommen; die Initiative ergreifen; etw./j-n zum Leben erwecken; es kommt mir vor; es lohnt sich (nicht).*

Wortschatzarbeit

1. Suchen Sie fünf bis sieben Sätze oder Stellen im Text, die Sie sprachlich schwierig finden. Schreiben Sie diese Stellen mit Ihren eigenen Worten anders.

2. Lesen Sie im Kurs die Sätze oder Stellen vor, die Sie ausgesucht haben. Die anderen Studenten sollen den Inhalt des Gehörten mit ihren eigenen Worten schriftlich oder mündlich wiedergeben, ohne dabei den Text zu Hilfe zu nehmen. Vergleichen Sie Ihre Formulierungen mit denen Ihrer Kommilitonen.

3. Vokabeln lernt man oft besser in kurzen Ausdrücken oder im Kontext. Suchen Sie im Text Wörter, die für Sie neu waren und die Sie für den aktiven Sprachgebrauch lernen wollen. Bilden Sie kurze Sätze mit diesen Vokabeln.

Leseverstehen

1. Was besaß Onkel Fred, als er aus dem Krieg heimkam?
2. Welche Aufgaben hatte der Erzähler in der Familie?
3. Warum war die Familie von Onkel Fred enttäuscht?
4. Was erzählte Onkel Fred vom Krieg und von seiner Musterung?
5. Welche Sachen waren in Onkel Freds Kiste?
6. Warum konnte er das Diplom der Handelskammer nicht loswerden?
7. Wann fing Onkel Fred zu arbeiten an?
8. Worin bestand seine Arbeit?
9. Wie ging es mit dem Blumengeschäft?

Textverstehen

1. Was erfahren wir von den Lebensbedingungen nach 1945? (2 Informationen)
2. Welche Informationen erhalten wir über die familiäre Situation des Erzählers? (2 Informationen)
3. Der Erzähler «übte damals eine undankbare Funktion aus». Womit beschäftigte er sich?
4. Die Mutter des Erzählers betrachtete die Tätigkeit ihres Sohnes mit Tränen in den Augen, obwohl ihr «die Notwendigkeit solch anrühigen Tuns einleuchtete». Das bedeutet, dass sie:
 - a. das Verhalten des Sohnes für tadelnswert hielt.
 - b. dieses «anrühige Tun» gern akzeptierte.
 - c. wusste, dass die Familie ohne dieses «anrühige Tun» nicht überleben würde.
 - d. diese Notwendigkeit ausnutzte.

5. Onkel Fred enttäuschte anfangs die Familie. Wie reagierte auf sein Verhalten

- a. der Erzähler?
- b. seine Mutter?

6. Onkel Fred konnte sich bei seiner alten Firma nicht melden, denn

7. Wie reagierte er darauf, dass er keinen Arbeitsplatz hatte?

8. Warum betrachtete die Mutter die Pläne von Onkel Fred skeptisch?

9. Was für einen Einfluss hatte das Geschäft von Onkel Fred auf

- a. die bisherige Tätigkeit des Erzählers?
- b. die Lebensbedingungen der Familie?
- c. das zukünftige Leben des Erzählers?

10. Wie würden Sie die Tatsache erklären, dass der Blumenhandel in dieser traurigen Zeit zu einem Erfolg wurde?

Diskussion

– Der Erzähler «übte damals eine undankbare Funktion aus». Womit beschäftigte er sich? Warum musste er das machen? Wodurch ist die Rolle des Schwarzmarktes in den Nachkriegsjahren bedingt?

– Wie würden Sie die Tatsache erklären, dass der Blumenhandel in dieser traurigen Zeit zu einem Erfolg wurde?

Für selbstständige Analyse

Wolfgang Altendorf DIE BOMBENGESCHICHTE

Der Feuerwerker hatte die Bombe entschärft. Er winkte uns, und der Herr Bürgermeister winkte mir, und wir traten nun an das Ungetüm heran. Es lag da in seinem Erdloch, dickbäuchig und verrostet. Die Arbeiter vom Baugeschäft legten die Ketten des Flaschenzuges um die Bombe.

«Das ist der Zünder», sagte der Feuerwerker. Er erklärte ihn uns. Aber wir verstanden nicht viel davon. Wir sahen auf die Bombe, die nun schwebend aus dem Loch herauskam und zum Lastwagen geschwenkt wurde. Dem Feuerwerker stand der Schweiß auf der Stirn. Kleine Silberperlen, die nun im Luftzug wegtrockneten. «War nicht weiter gefährlich», sagte er. Der Bürgermeister lud ihn für den Abend an unseren Stammtisch in den Ratskeller ein. «Es wird uns eine Ehre sein», sagte er zu dem Feuerwerker, «Sie heute Abend dort begrüßen zu dürfen». Ich lächelte dazu gewinnend.

An diesem Abend war unsere Stammtischrunde zum ersten mal wieder vollzählig: der Bürgermeister, der Stadtinspektor, der Apotheker, der Arzt, der Volksschulrektor, der Notar und Rechtsanwalt und ich, der Verleger der Heimatzeitung. Wir warteten auf den Feuerwerker, und der Herr Bürgermeister erklärte den Herren die Wirkungsweise eines Bombenzünders.

Endlich kam der Feuerwerker herein. Wir erhoben uns alle von unseren Plätzen, und der Herr Bürgermeister ging ihm entgegen. Er führte ihn zu unserem Tisch und stellte uns der Reihe nach vor. Da wir uns schon kannten, lachten wir uns an und nickten uns zu. Der Herr Bürgermeister winkte dem Wirt. «Was wollen Sie trinken?» fragte er unseren Gast. Er bestellte sich ein Glas Bier.

Wir warteten, bis das Bier gebracht wurde. «Na, denn Prost!» sagte der Herr Bürgermeister, und wir hielten mit. Aber wir tranken alle Wein. Hier bei uns trinkt man abends am Stammtisch Wein oder Schorle. Der Feuerwerker trank das Bier zur Hälfte leer, griff dann ein weißes Taschentuch aus seiner Rocktasche und wischte sich die Lippen. «He!» rief der Apotheker. «Ein Glück, dass wir das gefährliche Ding los sind». Wir stimmten ihm lebhaft zu. Denn seit kein Zweifel mehr daran bestanden hatte, dass unterhalb der Brücke ein Blindgänger steckte, war das Leben in unserer Stadt unsicher geworden.

«War unsere Bombe nun eigentlich ein schwieriger oder ein Normalfall?» fragte der Arzt.

«Es war ein schwieriger Normalfall», antwortete der Feuerwerker und trank sein Bier aus. Alle lachten.

«Sicher hatten Sie schon ganz andere Fälle, wie?» fragte der Herr Bürgermeister.

«Ich hatte einen Fall», antwortete der Feuerwerker, «den ich nie in meinem Leben vergessen werde!»

Wir blickten uns bedeutungsvoll an. Nun hatten wir den Mann also schon so weit, wie wir es uns erhofft hatten. Ich staunte etwas. Er hatte mir nicht den Eindruck eines Schwätzers gemacht.

«Ah», machte der Volksschulrektor. «Das ist interessant. Was war denn das für ein Fall?»

Natürlich würde der Feuerwerker jetzt verstummen. Aber der Rektor war von Berufs wegen direkte Fragen gewohnt, und man musste Nachsicht mit ihm haben. Jedoch ich täuschte mich. «Ja, wissen Sie», sagte der Feuerwerker, «das war so ... Sie werden bald merken, warum ich Ihnen die Ortschaft nicht nenne, in der sich alles zutrug». Unsere Mienen drückten aus, dass es uns darauf nicht ankam.

«Es war kurz vor Schluss des Krieges», fuhr der Feuerwerker fort, «das heißt kurz vor Schluss des Krieges für diese Ortschaft. Sie liegt an der belgischen Grenze. Dort hatte der Krieg etwas früher aufgehört. Aber er war damals noch nicht vorbei, und ich erhielt eines Tages von meiner Dienststelle den Auftrag, hier einen Blindgänger zu entschärfen. Ich dachte mir natürlich nichts weiter dabei, packte meine Sachen und fuhr los. Die Aufforderung hatte zudem nicht so dringlich geklungen. Anscheinend handelte es sich um einen harmlosen Fall. Es kam damals auch vor, dass wir wegen eines Benzinkanisters alarmiert wurden, die ja stromlinienförmig waren und wie Bomben aussahen. Ich meldete mich beim Bürgermeister der Ortschaft. «Ist die Bombe freigegeben?» fragte ich. «Ja, sie liegt frei», antwortete er, mitten auf dem Kirchplatz».

Er führte mich hin. Die Bombe lag fast genau in der Mitte des Kirchplatzes. Das war ein kleiner Platz direkt vor der Kirche. Man hatte sie mittels vier Eisenstangen und einer Feuerwehreine abgesperrt.

«Wer hat die Bombe hier hingelegt?» fragte ich den Bürgermeister. Die Frage war durchaus berechtigt. Die Bombe lag auf dem Pflaster, ohne irgendwelche Spuren hinterlassen zu haben. Auf dem Rücken allerdings war sie etwas eingedrückt.

«Wer die da hingelegt hat?» fragte der Bürgermeister und lachte. «Die Amis, wer sonst?»

Ich besah mir die Bombe genauer. Sie gefiel mir nicht. Natürlich, das Leitwerk war verbogen und teilweise sogar abgeschlagen. Aber das Kopfsteinpflaster des Kirchplatzes wies keinerlei Beschädigung auf. «Wie

ist das möglich?» fragte ich. «Sie liegt doch ganz so da, als habe sie irgend jemand von einem Lkw abgeladen und hier hingelegt».

«Nun, wir haben sie rauschen gehört» sagte der Bürgermeister. «Vergangenen Montag. Es hat ganz mächtig gerauscht. Kurz vor der Entwarnung. Die hatte wohl einer von den Burschen übriggehabt. Und er wollte sie nicht mehr mit nach Hause nehmen».

«Herrgott!» rief ich. «Sie wiegt eine Tonne und hat folglich hier oben auf dem Pflaster nichts zu suchen. Sie hat mindestens drei Meter in der Erde zu stecken. Begreifen Sie das nicht?»

Der Bürgermeister kratzte sich am Hinterkopf. «Natürlich begreife ich das», antwortete er.

«Ist sie denn irgendwo abgebremst worden?»

«Davon ist uns nichts bekannt. Eine halbe Stunde nach der Entwarnung haben wir sie hier liegen sehen».

Ich stieg über die Absperrung und kniete neben der Bombe. Sie gefiel mir wirklich nicht. Sie lag da wie eine Klappmausefalle. Ich wusste, wenn ich sie nur mit dem Schraubenschlüssel berührte, würde sie springen. Man kann so etwas natürlich nicht sehen. Aber man spürt es, wenn man sich längere Zeit mit so was beschäftigt.

«Wir müssen sprengen», sagte ich zu dem Bürgermeister.

«Hat sie denn einen Zeitzünder?» fragte der Bürgermeister. Das fragt man mich übrigens jedesmal, wenn ich eine Bombe entschärfen soll. «Wenn sie einen Zeitzünder hätte», antwortete ich, und ich antworte das jedesmal auf eine solche Frage, «sähe es hier bereits ganz anders aus. Sie müssen die Häuser räumen lassen in dreihundert Meter Umkreis. Dann werde ich die Bombe genauer untersuchen!»

Das macht ja unseren Beruf so gefährlich. Nicht das Entschärfen. Nicht die Bombe oder die Mine. Das Misstrauen. Auch der Bürgermeister sah mich misstrauisch an. Ich wusste genau, was er in diesem Augenblick dachte. «Der hat Angst», dachte er. «Der will die Bombe nur deshalb sprengen, weil er Angst vor ihr hat». Also musste ich die Bombe genau untersuchen. Obwohl ich wusste, dass sie so oder so gesprengt werden musste und dass jede Hantierung an ihr nicht nur mein Leben, sondern auch mancherlei anderes kosten konnte, musste ich sie genau untersuchen.

Während die Häuser geräumt wurden, suchte ich die nähere Umgebung ab. Irgendwo musste die Bombe ja in ihrem Fall abgebremst worden sein. Ich fand einige Kratzer auf dem Pflaster. Aber ich blieb doch so klug wie vorher. Das machte mir die Bombe noch unheimlicher. Kein Baum, keine umgeknickte Telegrafenanlage, auch kein Dach, das sie durchschlagen hatte.

Hätte sie doch wenigstens die kleinste Mulde in das Pflaster gedrückt, wäre sie mir eine vertraute Bombe gewesen. Ich wurde nervös. Es war lächerlich. Ich dachte: Dieser Bombe da ist alles zuzutrauen, jede Hinterhältigkeit. Jede Schweinerei. Sie wird springen und mich in tausend Stücke reißen. Aber untersuchen musste ich sie. Untersuchen und anschließend meinen genauen Bericht machen, wenn mir dazu noch die Gelegenheit blieb. Denn wenn man sprengen will, muss man das vorher melden und auch begründen. Und es besteht immer die Möglichkeit, dass ein zweiter Feuerwerker meinen Bericht dann an Ort und Stelle nachzuprüfen hat. Das ist das Misstrauen. Es hat schon manch einem das Leben gekostet.

Ich ließ also abdämmen, soweit das möglich war. Dann buddelte ich mir mein Loch. Das mache ich immer selber. Unmittelbar neben der Bombe und so, dass, wenn sie springt, die Sprengwirkung über das Loch hinweggeht. Manchmal hat man Glück und merkt es rechtzeitig, dass sie springen will. Manchmal kann man dann noch im Deckungsloch verschwinden. Und es gibt welche, die kamen dann auch mit heilen Knochen davon. Ich hab's selbst noch nicht erlebt.

Nachdem alle Häuser geräumt worden waren, stieg ich in mein Deckungsloch und machte mich an die Arbeit. Bald war alles klar. Ein kleiner Schlag nur mit dem Schlüssel auf den Zündkopf, und sie würde springen. Ich gab meinen Bericht telefonisch durch. Es dauerte lange, bis ich die Verbindung mit meiner Dienststelle hatte. Ich erhielt sofort die Genehmigung zur Sprengung.

Wenn man eine Bombe gut abdämmt, kann eigentlich nicht viel bei so einer Sprengung passieren. Man muss die Sprengwirkung von einem gewissen Abstand her abzufangen versuchen, den Gasen eine gewisse Ausbreitungsmöglichkeit lassen, so dass die unmittelbare Sprengkraft sich selbst auffrisst. Bei einer gut abgedämmten Bombe geschieht bei so einer Sprengung gar nichts. Hier flogen einige Fensterscheiben ein. Das war ganz einfach nicht zu verhindern. Aber ich glaube, man hätte sie nicht besser sprengen können. Trotzdem ließ die Bombe mich nicht los. Ich musste unbedingt dahinterkommen, was sie in ihrem Fall abgebremst hatte. Da kam mir ein Anruf meiner Dienststelle gelegen. Ich wurde beauftragt, in der Ortschaft zu bleiben, da die Pioniere die Gegend nach weiteren Blindgängern absuchten. Ich sollte dann gleich zur Verfügung sein.

Nun beschäftigte ich mich also damit, Quadratmeter um Quadratmeter des Kirchplatzes abzusuchen. Ich ging allen möglichen Kratzern auf dem Kopfsteinpflaster nach und kam schließlich bis vor die Tür des Kirchturms. Plötzlich kam ein etwas verwachsener, hinkender Mann auf mich zu. «Ich weiß, was Sie suchen», sagte er.

«Nun, was denn?» fragte ich.

«Ich erzähle Ihnen alles», fuhr er fort, «wenn Sie mir versprechen, den Mund zu halten. Ich muss mit einem Menschen darüber sprechen. Und Sie sind nicht von hier. Vielleicht gehen Sie morgen schon wieder weg. Werden Sie Ihren Mund halten?»

Ich dachte zuerst, er sei verrückt. Ich vermutete in ihm den Dorftrottel und schielte zu den Häusern hin, ob dort nicht einer in seiner Tür stünde und über mich lachte. Aber der kleine bucklige Mann fuhr fort: «Ich hatte von Sonntag auf Montag Fliegerwache oben auf dem Kirchturm. Ich wurde ja nicht eingezogen», sagte er und hob seine verwachsene Schulter etwas.

«Ah? Ja, und?» fragte ich.

«Am besten», sagte er, «wir gehen mal nach oben. Jetzt kann ich's nämlich wieder. Drei Tage lang hatte ich das Zittern in den Knien. Nun hab' ich's überstanden».

Wir gingen die breite Wendeltreppe hinauf. «Es sind hundertdreißig Stufen», sagte der Bucklige. Im Glockenstuhl hingen sogar noch die Glocken. Man hatte sie nicht zur Metallsammlung abgegeben». Wir traten auf den offenen Balkon hinaus. «Sehen Sie», sagte der Bucklige, «da!» überall, an der Brüstung und auf dem Boden, befanden sich Splitterungen. Eine größere Mulde im Boden des Balkons hatte wohl diese Splitterungen in dem Mauerwerk verursacht. «Die Bombe», sagte der Bucklige. Und dann erzählte er mir diese Geschichte ...

Der Wirt brachte dem Feuerwerker ein frisches Glas Bier.

«Das war nun eine tolle Geschichte», fuhr der Feuerwerker fort. «Der Bucklige hatte also seine Fliegerwache in der Nacht vom Sonntag auf Montag hier oben auf dem Kirchturm. Er löste sich mit noch einem Krüppel zweistundenweise ab. Seine letzte Wache begann um drei Uhr morgens. Der Alarm dauerte fast die ganze Nacht hindurch an. Um halb vier meldete der Drahtfunk den Rückflug der Bomberverbände. Sie donnerten staffelweise über den kleinen Ort hinweg nach Nordwest. Plötzlich kam nun das Rauschen auf. Der Bucklige trat in den Turm zurück. Er hatte Angst und ging einige Schritte die Stufen hinab. Ein fürchterlicher Luftdruck habe ihn gegen das Geländer gepresst, ihm den Atem benommen und fast die Besinnung geraubt. Ein schwarzer Eisenkoloss sei in der Balkontür erschienen, wirbelnd und drehend. Er habe sofort begriffen, dass das eine Bombe war. Seine Beine seien ihm vor Schreck weggesackt. Er sei in die Knie gesunken. Die Bombe habe nun ihre wirbelnden Drehungen beendet und sei dann langsam auf die Treppe zugerollt. Sie habe sich nach vorn geneigt und sei Stufe für Stufe abwärts gepolt. Erst jetzt habe sich seine Erstarrung gelöst. In fliegender Hast versuchte der Bucklige nun vor der Bombe nach unten zu kommen. Hinter ihm dröhnte und polterte es. Stufe

für Stufe plumpste die Bombe, sich immer mehr beschleunigend, die Kirchturmtreppe hinab! Wumm! wumm! wumm! wumm! Er drohte wahnsinnig zu werden vor Angst und nahm drei, vier Stufen auf einmal. Schon sah er den rettenden Ausgang vor sich, als ihm die Beine unterm Leib weggerissen wurden.

Dann rollte sie nach draußen, übers Pflaster hinweg, bis zur Mitte des Kirchplatzes, und blieb dort liegen.

Der Bucklige aber lag auf der letzten Treppenstufe, zitternd vor Furcht, hellwach und seine Lage überdenkend. Er hatte seinen Posten verlassen. Keine zehn Pferde aber würden ihn wieder auf diesen Turm hinaufbringen. So griff er sein Taschenmesser aus der Rocktasche und zerschnitt das Telefonkabel, das zum Geländer hinaufführte. Eine halbe Stunde später kam der Bürgermeister mit dem Elektriker. «Ah, ich weiß», sagte der Bürgermeister, «das Telefonkabel ist irgendwo defekt! Sie wollten's mir melden, wie?» Der Bucklige nickte. «Sie können übrigens unten bleiben. Die Ablösung kommt gleich. Passen Sie auf. Mitten auf dem Kirchplatz liegt ein Blindgänger».

Das erzählte mir der Bucklige. Es wäre mir lieber gewesen, er hätte es mir vor der Sprengung erzählt. Ich sagte zu ihm: «In einer Woche kommen die Amis, dann können Sie diese Geschichte jedem erzählen, dem Sie sie erzählen wollen. Es passiert Ihnen dann nichts mehr». Aber der Bucklige winkte ab. «Im Grunde genommen ändert sich gar nichts», sagte er. «Und in fünf oder zehn Jahren, da wird man auf mich deuten und sagen: «Das ist der, der im Krieg ein Telefonkabel durchgeschnitten hat». Nein, Sie müssen mir versprechen, dass Sie, wenn Sie diese Geschichte jemandem weitererzählen, wenigstens unser Dorf nicht nennen. «Na, und das habe ich ja auch nicht getan», sagte der Feuerwerker.

«Hm», sagte der Apotheker, «wirklich, eine tolle Geschichte. Ja, mit Fliegerbomben kann man die merkwürdigsten Dinge erleben!»

Und nun ging es los. Jeder wusste eine Bombengeschichte. Die meisten stammten aus dem ersten Weltkrieg. Dem einen war eine Bombe vors Bett gerollt, dem anderen hatte sie den Frühstückstisch durchschlagen. Wir kamen in eine prächtige Stimmung. Der Feuerwerker saß dabei, trank sein Bier, schwieg und hörte aufmerksam zu. Dann sagte er, er sei nun müde, verabschiedete sich von den Herren, und da mein Tag auch schon um fünf Uhr morgens beginnt und da wir einen gemeinsamen Weg hatten, begleitete ich ihn zu seinem Hotel. Unterwegs kam ich auf seine Geschichte zurück, ich fragte ihn: «Haben Sie etwas dagegen, wenn ich Ihre interessante Geschichte in meiner Zeitung abdrucke, gegen Honorar natürlich? Ich glaube, ich habe sie mir in allen Einzelheiten gemerkt».

«Ich habe durchaus nichts dagegen», sagte der Feuerwerker. «Aber Sie sollen auch die Pointe dazu haben».

«Welche Pointe?» fragte ich ihn.

«Ja», sagte der Feuerwerker, «diese Geschichte ist nämlich gelogen, ich habe sie erfunden».

Ich holte tief Luft. «Weshalb haben Sie sie dann erzählt?»

«Ah», sagte er, «diese Geschichte erzähle ich jedesmal, wenn ich zu einem Stammtisch geladen werde. Man will von mir hören, wie das so ist, wenn man vor einer Bombe liegt und den Schlüssel ansetzt. Sie wollen von mir das Gruseln lernen. Hab' ich recht?» Ich musste es ihm bestätigen. «Und das soll Abend für Abend so gehen. Vielleicht bis in die Nacht hinein. Ah, ich hab's durchexerziert. Aber Ihnen will ich es sagen! Jedesmal, wenn ich den Schlüssel ansetze, habe ich nichts weiter als Angst. Und deshalb kann ich davon am Stammtisch nichts erzählen. Aus diesem Grunde erzähle ich den Herren meine Bombengeschichte».

«Trotzdem werde ich sie drucken», sagte ich zu ihm.

«Aber ich sage Ihnen doch, sie ist erlogen».

«Macht nichts», antwortete ich. «Wie bei allen erfundenen Geschichten, so ist auch diese, dort nämlich, wo es darauf ankommt, wahr. Sie wissen es vielleicht nicht. Aber Sie haben uns mehr von sich erzählt heute Abend, als Sie vielleicht ahnen».

Er schwieg. Und da wir vor seinem Hotel angekommen waren, verabschiedeten wir uns. Sein Händedruck war fest und hart, die Schwielen seiner Hände rau und sehr vertrauenerweckend.

Diskussion

1. Was vereinigt diese vier Texte, was haben sie Gemeinsames?
2. Ordnen Sie die Texte chronologisch, begründen Sie Ihre Reihenfolge.
3. Was hat in den Geschichten von W. Borchert Symbolcharakter? Was wollte der Autor durch diese Symbole zum Ausdruck bringen?